

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

12. (5. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres

## 12. (5. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. November 1906, abends 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr  
im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses,  
Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXI sowie XXIII  
und XXV bis XXX her.

### A. Allgemeines.

I. Herr Schriftsteller Viktor Laverrenz hat eine größere Anzahl  
Freibillete zu einer von ihm veranstalteten musikalisch-deklamatorischen  
Abendaufführung im Alten Architektenhause, Wilhelmstr. 118, eingesandt.  
Dieselben sind verteilt, auch ist dafür gedankt worden.

II. Die Ihnen vorliegenden Mitteilungen des Verbandes  
deutscher Vereine für Völkerkunde, Nr. 4 Oktober 1906, enthalten  
einen Nekrolog des von uns bereits aufrichtigst bedauerten, hervor-  
ragenden Förderers der Volkskunde in Gießen, Prof. Dr. Adolf Strack;  
an seiner Stelle hat Herr Prof. Dr. K. Helm, daselbst Südanlage 5  
wohnhafte, die Schriftleitung übernommen. Es wird auf S. 2 bis 4  
„Umfrage über kriminellen Aberglauben“ von Dr. jur. Albert Hellwig,  
Hermsdorf bei Berlin, Schlossstr. 9, aufmerksam gemacht und um Unter-  
stützung des Anfragenden ersucht.

III. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz. 2. Jahrgang.  
November 1906, Nr. 10/11. Ich mache auf den Vortrag von Professor  
Ewald Genzmer-Danzig: „Über die Entwicklung des Wohnungswesens  
in unseren Großstädten und deren Vororten“, auf den Artikel „Wald-  
schutz“ und die Notiz: „Die Heimathalle in Wunstorf“ mit Abbildung  
aufmerksam. Vom Reg.-Baum. a. D. Niemeyer in Hannover innerhalb  
des Gartens der Präparandenanstalt wie ein niedersächsisches Bauern-  
haus erbaut, dient sie den Anstaltszwecken, ferner aber auch als Lese-  
halle und als eine Art Heimatmuseum, dessen Schöpfer Oberlehrer  
Magnus in Wunstorf ist. In jeder Hinsicht nachahmenswert.

## IV. Zur Belehrung und Beachtung sei hier mitgeteilt der

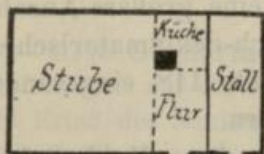
**Fragebogen zur Hausforschung.**

Versandt mit Unterstützung der Rudolf Virchow-Stiftung von Robert Mielke.

Es wird gebeten, die in Ihrer Gegend häufiger vorkommenden Formen zweimal, die seltener zu findenden einmal zu unterstreichen. Etwaige Abweichungen in der Lage und Größe der Kammern kommen nicht in Betracht. Von Wichtigkeit ist die Lage des Flures und des Herd-, bezw. Küchenraumes. Bedeutend vom Ortstypus abweichende Scheidungswände sind zu streichen und durch Tintenlinien zu ersetzen. Für ganz abweichende Formen befindet sich am Schluß ein unausgefüllter Grundriß. Besonderer Beachtung sind die Fragen am Schluß empfohlen. Sprachliche Bezeichnungen sind nach Möglichkeit im Dialekt (im wendischen Sprachgebiet mit wendischer Bezeichnung) zu geben. Die Stellung des Viehes ist am besten durch einen Pfeil, der nach dem Kopf zeigt, anzugeben. Türen sind durch einen schrägen Strich angedeutet ( $\diagup$  /  $\diagdown$ ). Es genügt in den meisten Fällen, das Zutreffende zu unterstreichen. ■ bed. Herd.

**Allgemeine Fragen.**

## A. Häuser mit Eingang an der langen Seite.



1. Wohnung, Küche und Stall unter einem Dache.

- a) Wohnstube und Küche vereinigt.
- b) Küche auf dem durchgehenden Flur ohne Abtrennung.
- c) Küche auf dem Flur, durch eine Wand getrennt.



Stall für Rinder, Pferde, Jungvieh? Gibt es daneben noch ein besonderes Stallgebäude? für?

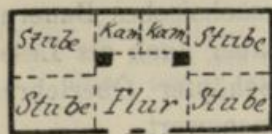


2. Wohnung und Küche unter einem Dache. Stall im besonderen Gebäude.

- a) Stuben auf einer Seite des Flures.
- b) Stuben auf beiden Seiten des Flures.



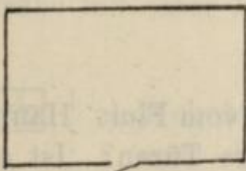
3. Sind Wohnhäuser für 2 Familien vorhanden? Sind sie alt? Sind sie von der Gutsherrschaft (welcher?) von dem Landesherrn (welchem?) gebaut?



- a) Sind die Herde auf dem gemeinsamen Flur?
- b) Sind vom Flur noch Küchen abgetrennt? wo?



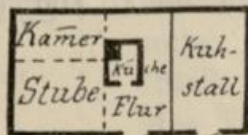
4. Sind Wohnhäuser mit einer Durchfahrt nach dem Hofe vorhanden? Wohnung auf beiden Seiten (für den Altsitzer?) Ist auf einer Seite dieses Hauses ein anderer Wirtschaftsraum? Was für Gebäude stehen auf dem Hof hinter dem Wohnhaus?



Es wird gebeten, abweichende typische Formen — besonders der Herde — in den nebenstehenden Grundriß einzuzeichnen.

(Häuser, hauptsächlich im wendischen Gebiet vorkommend.)  
Zutreffendes zu unterstreichen.

5. Wohnung, Küche und Kuhstall unter einem Dache.



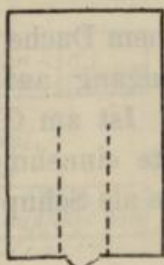
- a) Herd auf dem Flur.
- b) Herd von allen Seiten mit Mauern umzogen, einen Küchenraum bildend, der sich nach dem Schlot verengert.
- c) Herd durch eine Mauer von dem Flur getrennt.
- d) Sind Spuren einer älteren Herdanlage vorhanden?
- e) Ist am Giebelende eine kleine vorgebaute Kammer?
- f) Ist an dieser Stelle ein kleiner Speicher? oder ein andren Zwecken dienendes Haus (welchem?) Ist es mit dem Hause verbunden? oder ein selbständiger Bau? Wo ist der Eingang?



B. Häuser mit dem Eingang an der Giebelseite.



6. Tenne, Stall, Herdraum und Wohnung unter einem Dache. Welche Richtung zur Straße? Sind die Stuben erst später angebaut? Ist ein Herd vorhanden? Sind 2 Herde? Herdraum besonders? wo? Nach welcher Richtung steht das Vieh mit dem Kopf (nach der Tenne oder nach der Wand?) Kommen andre Einteilungen vor?

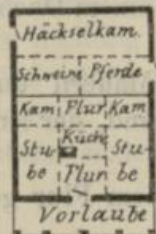
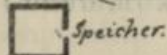




7. Stuben und andere Räume seitwärts von dem durchgehenden Flur. Haupteingang auf der Giebelseite? Andre Türen? Ist Küche vom Flur abgetrennt? Haben einzelne Räume einst eine andre Bestimmung gehabt?



8. Stuben und andre Räume seitwärts vom Flur. Haupteingang an der Giebelseite? Andre Türen? Ist ein oberes Stockwerk vorhanden? Wozu dient es? Stall besonders? Küchenraum in der Mitte des Flures? oder? Steht vor dem Hause ein kleiner Speicher? Ist er mit dem Haupthause fest verbunden oder abgetrennt? Wo ist der Eingang zu ihm? Hat er einen eignen Herd?



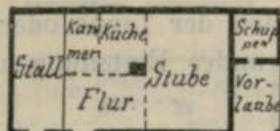
9. Wohnung, Küche und Stall unter einem Dache. Vor dem Giebeleingange eine Vorlaube? Herd seitwärts? im geschlossenen Raum? Herd in der Mitte des Flures? Stall für (Kühe, Pferde, Jungvieh) wo? Wo steht das Vieh mit dem Kopf?



10. Wohnung, Küche und Stall unter einem Dache. Keine Vorlaube. Ist eine Laube vorhanden gewesen? Abgebrochen? Zu Zimmern umgebaut?



11. Wohnung, Küche und Stall unter einem Dache. Giebel-  
eingang. Flur seitwärts? Ist noch eine Seitentür  
vorhanden?



12. Wohnung, Küche, Stall unter einem Dache oder nur Wohnung und Küche? Eingang auf der Langseite? auf der Giebelseite? Ist am Giebel eine Vorlaube? die ganze Breite einnehmend? die Hälfte einnehmend? Dient sie als Schuppen? Stall? oder?

C. Der Wirtschaftshof.

Es wird gebeten, den im Dorfe typischen Grundriß auszusuchen und zu unterstreichen. Die Lage des Gartens ist am besten mit G, des Brunnens mit B, des Dungplatzes mit D einzuschreiben. Wichtig ist die Lage von Wohnhaus, Stall und Scheune. Ist der Hof nach der Straße mit einer Holztür? oder mit Torhaus geschlossen?



a) Wohnhaus m. d. Giebel nach der Straße. Stall und Scheune unter einem Dache.



b) Wohnhaus und Stall unter einem Dache. (Stall und Haus durch eine Tür verbunden?)



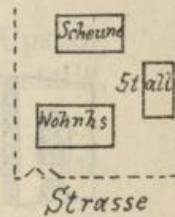
c) Wohnhaus und Stall einander gegenüber, Scheune hinten.



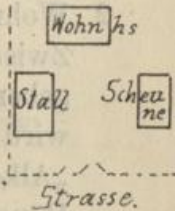
d) Wohnhaus und Stall auf einer Seite. Andre Wirtschaftshäuser gegenüber. Scheune im Hintergrund.



e) Wohnhaus mit der Langseite nach der Straße, dahinter die Scheune. Stall an der Seite.



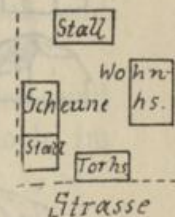
f) Wohnhaus hinten. Stall und Scheune an den Seiten einander gegenüber.



g) Ist vor dem Wohnhaus ein Speicher? hinter ihm ein Kuhstall? Pferde-stall gegenüber. Scheune hinten.



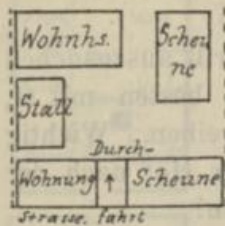
h) Wohnhaus, Scheune, Stall und Torhaus im Viereck, aber in getrennten Gebäuden. Sind einzelne (welche) Gebäude zusammengebaut?



Für etwaige andre Gruppierungen?



i) Wohnhaus hinten, daneben Scheune (getrennt?) verbunden? Stall an der Seite. Torhaus mit Durchfahrt. Befindet sich in ihm die Altsitzerwohnung? ein Schuppen? oder beides?



- k) Wohnhaus hinten. Stall zur Seite. Scheune gegenüber. Torhaus mit Durchfahrt. Befindet sich in ihm eine Wohnung (Altsitzer?) oder eine kleine Scheune?

### Besondere Fragen:

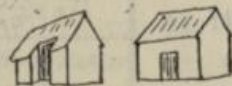


1. Herd. Ist offener Herd üblich oder eingebauter Kamin? Ist der Ausdruck „Schwibbogen“ bekannt? Gibt es noch Spuren einer niedrigen Steinsetzung als alte Herdanlage? Steht der Herd mit dem Stubenofen im Zusammenhange?
2. Wohnung. Befindet sich zwischen Ofen und Wand ein größerer Zwischenraum, die „Helle“? Ist der Ofen von einer „Ofenbank“ umgeben? Ist über ihm ein Gestell zum Aufhängen der Wäsche? Wie wird es genannt? Gibt es eingebaute Bettnischen? Ist der Name „Alkoven“, „Butze“ oder ein anderer bekannt? Enthalten einzelne Häuser noch angeblakte Balken, die auf eine schornsteinlose Zeit deuten?
3. Haus. Hat das Wohnhaus einen durchgehenden, von Giebelspitze zu Giebelspitze reichenden Firstbalken? ein Giebelzeichen (Pferd, Hund, Blume, Stern, Kreuz, Stab oder? Ist Keller vorhanden? Besteht das Dach aus Stroh? oder?

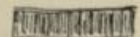
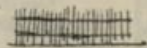
Suchen Sie, bitte, aus den nebenstehenden Zeichnungen die passende Dachform aus.



4. Stall. Hat der Stall einen Futtergang nach dem Hofe? eine offene Laube für den Wagen? wo?



5. Scheune. Enthält sie neben Tenne und Bansenraum noch andere Räume? Sind die Ausdrücke „Taß“, Scheunenboden, Tenne u. a. bekannt? Hat die Scheune neben dem mittleren Eingang noch zwei Vorbauten (Afsiten)?



6. Zaun. Welcher von den nebenstehenden Zäunen ist bevorzugt? Gibt es andere (Binsen, Feldstein)? Kennt man die Ausdrücke Reißzaun, Spriegel, Rickzaun u. a.?
7. Hausgarten. Ist er vorhanden? wo? Enthält er Blumen, Gemüse? Obstbäume?

8. Sprachliches. Sind bekannt: Dönsch (Dönse, Donse, Dornse, Dornsch etc.)? Eren, Flur, Diele, Laube (Läwing), Vorplatz, Hausgang?
9. Verschiedenes. Hat ein jeder Hof sein Backhaus und wo? Seine Obstdarre? oder hat das Dorf solche gemeinsam?
10. Hat die alte Kirche einen alten Westeingang, Südeingang, Nord-  
eingang?
11. Ist das Dorf als Rund- oder Straßendorf angelegt?
12. Gibt es im Dorfe Platz- und Straßenbenennungen (Brink, Upstall, Kietz o. a.)? Gibt es in der Feldmark einen „Upstall“, „Burgstall“, Burgwall (Borchelt)?
13. Gibt es an den Häusern Inschriften? Jahreszahlen? Welches Haus im Dorfe gilt als das älteste?
14. Gibt es an alten Häusern Fenster, die nicht viereckig sind? Welche Form?
15. Bemerkungen.

Exemplare dieses Fragebogens sind kostenlos zu beziehen von  
Robert Mielke, Charlottenburg, Rönne-Straße 18.

V. Christnachtfeier und Christnachtgesänge in der evangelischen Kirche in der Provinz Brandenburg. Unter diesem Titel hat Herr Geheimer Regierungsrat Prof. Heidrich, Berlin W., Pfalzburger Str. 1, bei der Religionslehrer-Versammlung am 3. d. M. im Vereinshaus Oranienstr. 106 einen beachtenswerten Vortrag gehalten und um Mitteilung folgenden Aufrufs ersucht.

Bei der Christnachtsfeier wurden früher an vielen, heute nur noch an wenigen Orten, von der Schuljugend besondere Lieder oder Wechselgesänge vorgetragen, in der alten Zeit lateinisch, später lateinisch und deutsch, heute in der Regel nur deutsch.

Es wäre nicht uninteressant zu erfahren, an welchen Orten und welche derartigen Gesänge noch heute gesungen werden, oder noch im 19. Jahrhundert gesungen wurden.

Es wird gebeten, auf Grund eigener Erfahrung und wo möglich auch durch Befragung von Lehrern und Schülern Mitteilungen über derartige Gesänge und wo möglich ein Exemplar derselben an den Unterzeichneten zu übersenden, der mit einer wissenschaftlichen Arbeit über diesen Gegenstand beschäftigt ist.

Wir verbreiten diesen Aufruf in den Kreisen der Brandenburgia gern. Ich darf wohl daran erinnern, daß wir uns mit dem Gegenstande (z. B. mit dem Quempas in Luckau) mehrfach in der Brandenburgia beschäftigt haben.



VI. Unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Conwentz, Direktor des Westpreußischen Provinzialmuseums und Leiter der Staatlichen Zentralstelle für Naturdenkmalpflege in Preußen hat die Güte gehabt, mir die nachfolgenden Grundsätze mitzuteilen, welche bei ihrer Wichtigkeit für die Provinz Brandenburg und die Brandenburgia nachstehend wörtlich abgedruckt werden.

#### Grundsätze für die Wirksamkeit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen.

##### § 1.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege, die einstweilen ihren Sitz in Danzig hat und von dem Direktor des Westpreußischen Provinzial-Museums Professor Dr. Conwentz ebendort als dem Staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege verwaltet wird, bezweckt die Förderung der Erhaltung von Naturdenkmälern im Preußischen Staatsgebiet.

##### § 2.

Unter Naturdenkmälern im Sinne dieser Grundsätze sind besonders charakteristische Gebilde der heimatlichen Natur zu verstehen, vornehmlich solche, welche sich noch an ihrer ursprünglichen Stätte befinden, seien es Teile der Landschaft oder Gestaltungen des Erdbodens oder Reste der Pflanzen- und Tierwelt\*).

##### § 3.

Zu den Aufgaben der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege gehört insbesondere:

1. die Ermittlung, Erforschung und dauernde Beobachtung der in Preußen vorhandenen Naturdenkmäler,

\*) Als Beispiele seien genannt: die Schneegruben im Riesengebirge, das Bodetal im Harz, Heidefläche im Lüneburgischen, Hochmoor in Ostpreußen (Teile der Landschaft); Basaltfelsen mit säulenförmiger Absonderung im Rheinland, der Muschelkalk mit Gletscherschrammen bei Rüdersdorf, die Kreidesteilküste auf Rügen, der Waldboden der Braunkohlenzeit in der Lausitz, Endmoränen und erratische Blöcke im Flachland (Gestaltungen des Erdbodens); die Salzflora bei Artern, die Steppenflora im Weichselgebiet, die Zwergbirkenbestände in der Lüneburger Heide und im Harz, der Buchenbestand bei Sadlowo Ostpr., der Eibenbestand in der Tucheler Heide, die Mistel bei Segeberg in Schleswig-Holstein, die Wassernuß bei Saarbrücken, Habmichlieb im Riesengebirge (Reste der Pflanzenwelt); marine bzw. nordische Reliktformen in Binnengewässern, der Biber und andere schwindende Arten in Altwässern der Elbe, das Möwenbruch bei Rossitten, die Kormorankolonie in Westpreußen, der Lammenfelsen auf Helgoland (Reste der Tierwelt).

2. die Erwägung der Maßnahmen, welche zur Erhaltung der Naturdenkmäler geeignet erscheinen,
3. die Anregung der Beteiligten zur ordnungsgemäßen Erhaltung gefährdeter Naturdenkmäler, ihre Beratung bei Feststellung der erforderlichen Schutzmaßregeln und bei Aufbringung der zur Erhaltung benötigten Mittel.

Die Erhaltung von Naturdenkmälern selbst und die Beschaffung der dazu notwendigen Mittel bleibt Sache der Beteiligten. Fonds für derartige Zwecke stehen der Staatlichen Stelle nicht zur Verfügung.

#### § 4.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege wird es sich angelegen sein lassen, die auf die Erhaltung der Naturdenkmäler gerichteten Bestrebungen in gesunden Bahnen zu erhalten.

#### § 5.

Die Staatliche Stelle wird in Sachen der Naturdenkmalpflege Behörden und Privatpersonen auf Anfragen jederzeit Auskunft geben, insbesondere darüber, ob ein bezeichneter Gegenstand als Naturdenkmal anzusehen ist und welche Maßnahmen zu seiner Erhaltung zu empfehlen sind.

Wo es sich um die Erhaltung eines gefährdeten Naturdenkmals handelt, wird sie sich mit den für die Übernahme des Schutzes in Frage kommenden Stellen (Behörden, Gemeinden, Vereinen, Privatbesitzern pp.) in Verbindung setzen, auch je nach Lage des Falles den beteiligten Aufsichtsbehörden (Landrat, Regierungspräsident pp.) von dem Sachverhalt Mitteilung machen. Sofern es zur Erreichung des Zieles erforderlich erscheint, wird sich der Staatliche Kommissar an Ort und Stelle begeben.

#### § 6.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege steht unter der Aufsicht des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, dem sie unmittelbar berichtet und alljährlich einen Verwaltungsbericht vorlegt.

#### § 7.

Dem Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten steht bei Ausübung der Aufsicht als beratendes Organ ein Kuratorium zur Seite, in welches seitens des Ministeriums der geistlichen pp. Angelegenheiten, für Landwirtschaft,

Domänen und Forsten, für Handel und Gewerbe, des Innern und der öffentlichen Arbeiten je ein Kommissar abgeordnet wird. Sofern im Einzelfall andere Preußische Ressorts als die genannten oder Reichsressorts in Frage kommen, bleibt vorbehalten, die betreffenden Ministerien oder Reichsämtler um Entsendung eines Kommissars zu den Sitzungen des Kuratoriums zu ersuchen.

Berlin, den 22. Oktober 1906.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und  
Medizinal-Angelegenheiten.

Im Auftrage:

gez. Schmidt.

U. I. K. Nr. 28 852. I.

#### Persönliches.

VII. Unser Mitglied, Herr Stadtbaurat Ludwig Hoffmann, der geniale Erbauer des von uns besuchten Rudolf Virchow-Krankenhauses, hat den Charakter als Königlicher Geheimer Baurat und als Dr. ing. honoris causa von der technischen Hochschule in Darmstadt erhalten. Wir gratulieren verbindlichst.

VIII. Unter unseren Gästen begrüßen wir heut mit Freude und Anerkennung den Sohn unsers Ausschußmitgliedes Museums-Kustos Rudolf Buchholz, Herrn Hauptmann Buchholz, welchen wir früher öfters als Gast in der Brandenburgia gesehen und der gesund und ungefährdet, geschmückt durch den Roten Adlerorden mit Schwertern, aus dem gefährlichen Feldzuge in Deutsch-Südwestafrika heimgekehrt ist.

IX. Heinrich Seidel †. Von den „drei Getreuen“ Julius Stinde, Johannes Trojan und Heinrich Seidel, die alle drei, obgleich Nichtberliner und Nichtmärker, Berliner Art und Märkische Natur so schön geschildert, lebt nur noch der Westpreuße Trojan. Kürzlich beklagten wir den Heimgang des Holsteiners und nun ist auch der Mecklenburger aus Perlin, der Schöpfer des Leberecht Hühnchen, uns zu unserm lebhaften Schmerz entrissen worden. In seinen autographischen Skizzen „Von Perlin nach Berlin“ hat er seinen eigenen Werdegang vom Techniker zum Dichter, vom Einsiedler zum Weltweisen anmutend geschildert. In einem der zahlreichen Nachrufe, die Heinrich Seidel gewidmet sind, heißt es in der Schlußbetrachtung. Es ist Sonne in Seidel, Gesundheit und Schlichtheit. Der Poesie des Alltagslebens sind wenige so eifrig nachgegangen, wie er. So fiel denn auch sein Sonnenblick auf eine scheinbar poesielose Stätte, die Höfe der Berliner Mietskasernen. Sein herzfrisches Gedicht „Die Musik der armen Leute“ könnte „die Poesie des Leierkastens“ heißen.

Ein Freund der Natur, wie es Heinrich Seidel war, hatte er sich vor elf Jahren aus dem Lärm der Weltstadt in die Stille seines Eigenheims in Groß-Lichterfelde gerettet. Dort lebte und lauschte er der Natur und studierte die Sprache der Vögel, die er ebenso gründlich zu kennen behauptete, wie das Geheimnis des Schüttelreims. In den lustigen Schüttelreimen, die er zum „Aeolsharfenkalender“ gestiftet, kam sein frischer Humor zur Geltung. Heinrich Seidel sah nicht aus, wie die Menge sich einen Dichter vorstellt. Die große, breitschultrige Gestalt mit den klaren Augen und die Trinkfestigkeit des still aber gründlich den Wein prüfenden stattlichen Mannes sah nicht so aus, wie ein Poet, dessen Ideal ein Leberecht Hühnchen war. Er war ein guter Kumpan unter seinen Berufsgenossen, und an den Abenden der „Literarischen Gesellschaft“, bei denen er nie fehlte, fühlte er sich behaglich. Aber auch dort war er oft ein Meister des Schweigens, wie Moltke, der einst von Seidels Urgroßvater getauft, ein warmer Verehrer von seines Landmanns Dichtungen war. Das tat Heinrich Seidel ebenso wohl, wie die Verleihung des philosophischen Ehrendoktors seitens seiner Heimatsuniversität Rostock. Sonst war er weltlichen Ehrungen gegenüber kühl. Er war durchaus ein innerlicher Mensch, der sich mit der Heiterkeit des Herzens da am wohlsten fühlte, wo er gesunden Sinn und tiefe Empfindung ahnte. So wird die Nachwelt, wenn sie seine Dichtungen liest, ihn würdigen mit den Versen seines Leberecht:

„Aus Haß und Hader, Tageslärm und Müh'n  
Kommt mit mir, wo die stillen Blumen blüh'n.“

Kleinleben — Stilleben, wie man es in unserer ewig tastenden nimmer rastenden Zeit, wenn man in dasselbe als ein Rad im großen öffentlichen Maschinengetriebe mit rotieren muß, gern geschildert liest. Das ist der Grundton, der sich durch fast alle seine Dichtungen zieht. mitunter fast ein wenig ermüdend, aber doch im Grunde immer lieb und lauschig, das fühlt man bei seinen Naturidyllen so, bei seiner Menschengeschichte und so auch bei seinen allerliebsten, rührenden Tiergeschichten von Spatzen, Hunden und Pferden. Trefflich hat er überall das innerste Wesen unserer Heimat erfaßt und geschildert.

Am 7. d. M. verschieden an den Folgen einer schweren Operation im Kreis-Krankenhaus zu Groß-Lichterfelde ist er in diesem Vorort, wo wo er ein anmutiges umgrüntes Anwesen besaß, auch bestattet worden.

Die Gemeinde Groß-Lichterfelde hat dem Dichter, der ein Jahrzehnt ihr Bürger gewesen, die letzte Ruhestätte an einer Ehrenstelle bereitet; hier wurde der Erde übergeben, was sterblich war an Heinrich Seidel.

Geboren ist er am 25. Juni 1842 zu Perlin in dem Örtchen, dessen Ähnlichkeitsklang mit Berlin von ihm und seinen Freunden so oft freundlich belächelt worden ist.

X. Lortzing-Denkmal. Bewegt uns der Verlust unsers guten Heinrich Seidel tief schmerzlich, so haben wir an anderer Stelle ein freudiges Ereignis, durch welches Berlin gegen einen sehr verdienstlichsten Künstler eine alte Ehrenschild einlöst, mit Genugtuung zu verzeichnen. Ich meine die Enthüllung des Denkmals für den volkstümlichsten unserer Berliner Tonkünstler, Albert Lortzing im Berliner Tiergarten am Sonntag den 28. v. M. Der Platz ist wohl gewählt, eine poetische Garten- und Waldstelle nahe dem Gewässer, in welchem die Rousseau-Insel liegt. Vor einigen Jahren hat die Stadt Berlin auf meinen Vorschlag sowohl eine Gedenktafel an dem Hause Luisenstr. 53, worin Gustav Albert Lortzing am 21. Januar 1851 plötzlich starb, angebracht, als auch im Norden Berlins eine Straße Lortzing-Straße benannt. Das Belle-Alliance Theater ist seit kurzer Zeit Lortzing-Theater umbenannt und hat sich die Pflege seiner melodiosen Opern, die erklingen werden, solange vaterländische Musik geliebt wird, zur besonderen Aufgabe gestellt. Am 100. Geburtstag 23. Oktober 1901 ist auch eine Gedenktafel an Lortzings Geburtsstätte am Rudolf Herzogschen Hause in der Breitenstraße Nr. 12 unter großen Feierlichkeiten enthüllt worden. Das Lortzing-Denkmal rührt von Professor Eberlein her, ist schlicht, ohne jegliche Pose, aber innig und ergreifend, wie alle Werke dieses trefflichen Bildhauers. Im übrigen vergl. diesen Jahrgang S. 204 fig.

#### C. Naturkundliches.

XI. Mammutzahn. 2 Photographien des ungewöhnlich großen sibirischen Stoßzahns, den Herr Geheimer Kommerzienrat Richard Pintsch, unser Gönner-Mitglied, in seiner Wohnung Tiergartenstr. 3, auf einem drehbaren Gestell aufgestellt und einer größeren Anzahl von Mitgliedern der Pflugschaft des Märkischen Museums und der Brandenburgia zugänglich gemacht hat, lege ich mit bestem Dank an den Spender vor. Ich werde bei gelegener Zeit auf die „niemals rastende“ Mammutfrage zurückkommen.

XII. Veränderungen der Erdoberfläche. Dr. Gustav Braun Privat Doz. für Erdkunde in Greifswald, regt an, im Geographischen Apparat der dortigen Gesellschaft eine Sammelstelle für Beobachtungen über Bodenbewegungen, vorzugsweise unter Berücksichtigung unserer weitem Heimat einzurichten. U. Ehrenm. Geh. Rat Dr. Credner in Greifswald empfiehlt dies, ebenso die Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde. Die Mitglieder der Brandenburgia, welche sich mit dergl. Studien befassen, oder sich wenigstens dafür interessieren, werden gebeten, Herrn Braun zu unterstützen. Es wäre wünschenswert, Aufrufe und Fragebogen zu versenden. Herr Braun hat sich mit den frgl. Erscheinungen bereits geraume Zeit beschäftigt. Einen äußerlichen Anstoß zu diesem Unternehmen hat der im Februar d. J. in Petermanns Mitteilung

erschienene kurze Aufsatz von Tronnier gegeben: „Die Veränderungen der Erdoberfläche. „Ein Mahnwort“. Die eingehenden Nachrichten sollen in der Ihnen bekannten Zeitschrift „Deutsche Erde“ von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden.

XIII. Die Tonwaren-Industrie zu Velten in der Mark, das uns vornehmlich mit Ofenkacheln versieht, wurde am 28. v. M. von der Pflugschaft des Märkischen Museums unter meiner Führung und unter technischer Leitung unsers Mitgliedes Herrn Dr. Fiebelkorn besichtigt. Die Redaktion der Tonindustrie-Zeitung hat uns einen hierüber in Nr. 137 am 20. d. M. veröffentlichten Artikel gütigst mitgeteilt, dem wir mit Erlaubnis das Nachstehende entnehmen.

Die Teilnehmer wurden in Kerstens Hotel von einer Reihe Veltener Herren, darunter Herrn Gemeindevorsteher Zieger, Herrn Kantor Gericke, dem bekannten Verfasser des Buches „Der Industrieort Velten“, Herrn Fabrikbesitzer Otto Schmidt usw. begrüßt.

Nachdem ein Blick in die Kirche geworfen war, wurde das neue Gemeindebureau besichtigt, in dem ein weißer Kachelofen in recht geschmackvoller Form, ein Geschenk der Firma A. Schmidt, Lehmann & Co., sowie ein aus Ton hergestelltes Bild Sr. Majestät des Kaisers, geschenkt von der Firma Carl Krause, von dem Können der Veltener Fabrikanten Zeugnis ablegten. Die Wagen brachten hierauf die sämtlichen Herren zu dem Tonwerke hinaus, das eingehend besichtigt wurde. Als dann wurde der Weg zu den neuen Tonaufschlüssen angetreten, wo z. Z. ein großer Trockenbagger damit beschäftigt ist, den Abraum in etwa 5 m Stärke von dem fast ebenso mächtigen Tonlager zu entfernen. Es steht zu erwarten, daß die neuen Aufschlüsse den Veltener Fabrikanten recht zum Segen gereichen werden. Die Rückfahrt ging an der Ortsziegelei vorüber, die einen recht sauberen gelben Ziegel herstellt, und endete an der Ofenfabrik von Schmidt, Lehmann & Co., deren alleiniger Inhaber z. Z. Herr Fabrikbesitzer Otto Schmidt ist.

Das Werk wurde im Jahre 1872 gegründet, fiel im Jahre 1899 einer Feuersbrunst zum Opfer, welche alle Baulichkeiten und Einrichtungen zerstörte, und wurde infolgedessen unter Berücksichtigung der bisher in der Kachelherstellung gemachten Erfahrungen wieder neu aufgebaut, sodaß es jetzt einen mustergültigen Betrieb darstellt, der sich in Bezug auf die Zweckmäßigkeit der Arbeitsteilung und der Raumaussnutzung auch mit unseren größten deutschen Betrieben messen kann. Neben der Herstellung von weißen Schmelzkacheln werden auch buntfarbige moderne Öfen angefertigt, für welche bei der II. Fachausstellung im Jahre 1905 in Berlin der Ehrenpreis der Stadt Berlin und die goldene Ausstellungsmedaille zuerkannt wurde. Im Jahre 1906 erhielt der Besitzer die bronzene Staatsmedaille. Da am Sonntage die Arbeit in

dem Werke ruht, hatten die Besucher leider nicht Gelegenheit, den Arbeitsgang, wie er hier geübt wird, kennen zu lernen. Dieser ist besonders deshalb von großem Interesse, weil die Herstellung der Kacheln ausschließlich mit Hilfe von Kachelpressen erfolgt.

Als Rohstoffe für die Kachelerzeugung dient der Ton aus der Veltener Gemeindegube, sowie zwei Tonsorten aus eigener Grube, ein eisenreicherer und kalkärmerer rötlich brauner Ton und ein kalkreicherer und eisenärmerer gelbgrauer Ton. Dies sind alles Alluvial-Ablagerungen. Diese 3 Tone werden zusammen mit Rügener Kreide zur Kachelmasse aufgeschlämmt. Die Schlämme läuft in 15 geräumige Gruben, deren Boden mit weichem steinfreien Sande beschüttet wird. Außerdem stehen dem Werke noch eine elektrisch betriebene Schlämmerei mit 8 großen Schlammgruben am Tonberge zur Verfügung. Nachdem sich die Masse in den Schlammgruben abgesetzt hat, läßt man das überstehende Wasser ablaufen und reißt die Oberfläche des Massebreies in zwei sich kreuzenden Richtungen ein. Nachdem die so entstandenen Kuchen so fest geworden sind, daß sie aus der Grube herausgenommen werden können, wird der an ihrer Unterseite anhaftende Sand sauber abgeschabt. Die Kuchen kommen zum Teil unmittelbar in die Verarbeitungsräume, zum Teil werden sie im Massekeller für die Winterarbeit aufbewahrt. Ein eigentliches Mauken ist nicht erforderlich. Zur weiteren Aufarbeitung der Kachelmasse dienen zwei stehende Tonschneider, durch welche die Masse zweimal geschickt wird. Von hier aus kommt sie mit Hilfe von Fahrstühlen in die Formerei. Diese ist im zweiten Stockwerke rings um den Trockenraum angeordnet und erhellt von allen Seiten Licht und Luft. Hier stehen die 4 Kachelpressen, von welchen zwei Plattenzeug herstellen und je eine zur Erzeugung von Eckkacheln und zur Aufbringung von Verzierungen aller Art einschließlich Gitterwerk dient. Die eine Plattenpresse und die Eckkachelpresse stammen aus der Maschinenfabrik von Pergande in Perleberg, die anderen beiden Pressen sind von Drescher in Wittstock gebaut, alle vier arbeiten in jeder Hinsicht zufriedenstellend. Die Kacheln kommen formgerecht aus der Presse, reißen beim Trocknen nicht und neigen auch nicht mehr zu Verwerfungen, als die handgeformten Kacheln. Dagegen arbeiten sie um mehr als 100 v. H. billiger als bei Handbetrieb, stellen bedeutend mehr Kacheln her, als es unter Aufwendung des gleichen Raumes bei Handarbeit möglich wäre, und bedeuten somit nicht nur eine große Geldersparnis, sondern auch einen ganz bedeutenden Raumgewinn. Die frisch geformten Kacheln werden auf leichte Lattengerüste abgelegt, die auf die hoch angebrachten Trockengestelle gelegt werden. Hier steifen die Kacheln soweit an, daß das sogen. „Beschicken“ erfolgen kann; darunter versteht man die Entfernungen aller Grate und das Glätten der Kanten mit Hilfe geeigneter Werkzeuge. Die beschickte

Kachel ist schon so fest, daß sie auf Stapel gelegt werden kann, von diesen wird sie in den Trockenraum gebracht.

Soll die Kachel erhabene Verzierungen erhalten, so wird sie frisch wie sie von der Presse kommt, auf die bereits erwähnte Nachpresse gebracht. Diese ist eine Kniehebelpresse und gestattet das Einsetzen verschiedener Matrizen. Die nachgepreßte Kachel, die auch gitterartig durchbrochen sein kann, wird angesteift und beschickt, wie die glatten Kacheln. Die Eckkachelpressen von Pergande arbeiten genau so sicher wie die Presse für das Plattenzeug. Die Form ist zweiteilig, das Ablegen erfolgt ebenfalls auf Lattengestelle, die Entfernung der einen Hälfte der Innenform nach dem Ablegen.

Die beschickte Kachel kommt nach dem Trockenraum. Dieser liegt über den Brennöfen und wird außer durch die strahlende Wärme derselben noch durch die Abhitze der kühlenden Öfen erwärmt. Zu diesem Zwecke sind die Schornsteine der Öfen durch die Trockenräume geführt. Sie besitzen über dem Fußboden des Trockenraumes eine absperrbare Öffnung und darüber einen wagerechten Schieber; wird letzterer geschlossen, erstere aber geöffnet, so strömt die Abwärme in den Trockenraum; da der Brennbetrieb so geleitet wird, daß stets ein Ofen besetzt, der andere entleert und der dritte befeuert wird, aber sechs Brennöfen im ganzen vorhanden sind, strömt ohne Unterbrechung die Abwärme von zwei Öfen in den Trockenraum, so daß der Wärmezustand ein stetig gleichbleibender ist. Während das Plattenzeug an Stifte zum Trocknen angehängt wird, werden die Eckkacheln auf die Schmalseite gestellt und zwar so, daß die großen Bildflächen einander zugekehrt sind, aber genügend Raum zum Durchstreichen der Luft lassen, die, da das Eckzeug auf Latten steht, von allen Seiten Zutritt hat.

Über der Kachelformerei und dem Trockenraum befindet sich die Werkstätte für die Herstellung des Simszeuges. Dieser Raum ist ebenfalls sehr hell und luftig und nur durch die Schornsteine der Brennöfen unterbrochen. Die Herstellung der Simsstücke erfolgt in der Weise, daß die Massekuchen auf hölzernen Tischen tüchtig durchgeknetet werden, was der Töpfer „Zusammenwirken“ nennt; dann werden sie zu einem Stössel geformt und dieser in derselben Weise zu Blättern geschnitten, wie es früher bei der Herstellung des Kachelblattes allgemein üblich war. Die Blätter werden auf dem Boden der Werkstätte unter Nutzbarmachung der aus der unter dieser gelegenen Trockenstube aufsteigenden Wärme angesteift. Das Formen der Simsstücke geschieht mit Hilfe von Gipsformen, welche von einer besonderen Werkstätte in Velten nach Modellen, die von namhaften Architekten entworfen sind, geliefert werden. Zunächst werden die vertieft liegenden Verzierungen ausgeformt und dann die über die gesamte Fläche liegende dünne Tonschicht mit einer überall gleich starken Tonfläche „belegt“. Dann werden auf der



Rückseite die Stege angesetzt und mit Tonwülsten an dem Blatte befestigt, wobei ein besonderes Verhältnis der Steifigkeit der Blattstege zum Formton berücksichtigt werden muß, wodurch beim Trocknen ein zu großes Verziehen der Stücke vermieden wird. Sind alle Teile gut mit einander verbunden, so werden in den kastenartigen Hohlraum des Simsstückes senkrechte Stützen aus Kachelmasse eingesetzt, welche das Blatt während des Ansteifens stützen sollen. Dann werden die Verbindungsstellen mit einem leichten Schwamm glatt gestrichen, ein Lattengerüst auf das Stück gelegt und dieses so umgedreht, daß die Gipsform nach oben zu liegen kommt. Diese wird abgehoben und das Simsstück zum Ansteifen in die Gestelle gelegt. Dabei benutzt man die Vorsicht, bei besonders großen Stücken die Ränder mit Tüchern zu umwickeln, damit zuerst die inneren Teile und dann erst die Ränder ansteifen. Sind die Simsstücke steif genug, so erfolgt wieder das Beschicken und das Trocknen. Letzteres erfolgt zum Teil in Lattengerüsten, zum Teil auf dem sogen. Herde, einem Fußbodenteil unmittelbar über der Trockenstube.

Das oberste Stockwerk des Werksgebäudes nimmt das Lager für die Gipsformen ein; es ist äußerst reichhaltig, stellt aber leider einen, großen Schwankungen unterworfenen Geldwert dar, indem die Mode sehr häufig Änderungen in der äußeren Gestaltung der Kachelöfen erheischt.

An das Trocknen des Kachel- und Simszeuges schließt sich das Brennen an. Dieses zerfällt in den Verschrühbrand und den Glattbrand, beide erfolgen gemeinsam in demselben Ofen, was dadurch ermöglicht wird, daß beim Einsetzen das Schrühzeug auf die Sohle, an die Wände und unter das Gewölbe gesetzt wird, während das Glattzeug, d. h. die glasierte Ware, den Kern des Einsatzes bildet. Den glasierten Flächen gibt man womöglich immer denselben Abstand, damit die Farbe möglichst gleichmäßig ausfällt. Die Kachel stehen aufrecht auf Dachziegelbruchstücken, die oberen Ränder zweier benachbarter Kacheln werden durch in weichem Zustande aufgedrückte kleine Tonstücke festgehalten.

Die Öfen, deren 6 vorhanden sind, sind 2,37 m hoch, 6,20 m lang bei 2,40 m breiten Kanälen. Das an einem Ende erzeugte Holzfeuer zieht zunächst unter der Ofensohle entlang, steigt am Ende des Ofens in diesen, durchstreicht den Einsatz, tritt am anderen Ende durch das Gewölbe in einen breiten Kanal über dem Ofengewölbe bis wieder zum anderen Ende und gelangt hier endlich in den Schornstein. Es findet also Erhitzung des Einsatzes selbst von der Sohle aus statt, dann unmittelbar und hierauf nochmals von oben her durch das Gewölbe. Zur Feuerung wird ausschließlich Holz verwendet, da man zur Erzielung einer reinen weißen Fläche eine sauerstoffhaltige Flamme gebraucht.

Die vorgeschrübten Kacheln kommen in die Schleiferei, in welcher 3 Trockenschleifmaschinen von Emil Dechert in Velten stehen. Hier werden die während des ersten Brandes hervorgetretenen Verkrümmungen des Kachelblattes ausgeglichen. Die abgeschliffenen Kacheln werden gesäubert und gewaschen, dann werden sie mit einer nicht schwindenden Masse „vermacht“, wodurch nicht nur die während des Schleifens entstandenen kleinen Vertiefungen in der Oberfläche wieder ausgefüllt werden, sondern auch die Kachel befähigt wird, die Glasur festzuhalten.

Bevor die Kachel dem zweiten Glattbrande unterworfen wird, wird sie glasiert. Die Kachelglasur wird in folgender Weise bereitet: Zinn und Blei werden in genauen Gewichtsteilen abgewogen und in den Äscherofen, einen kleinen Muffelofen, in Äscher verwandelt, d. h. oxydiert. Damit eine möglichst gute Mischung der beiden Metalloxyde erzielt wird, wird vor dem Äscherofen eine mechanische Krückvorrichtung aufgestellt. Diese besteht aus einem Räderwerk, welches eine Krückstange in hin- und hergehende Bewegungen versetzt. Diese Bewegung erfolgt mit Hilfe eines gezahnten Rades in der Weise, daß lange und kurze Hube der Krückstange miteinander abwechseln. Außerdem wird von Zeit zu Zeit die Krückstange auch gehoben. Der Äscher bildet nun den Hauptbestandteil der herzustellenden Schmelzglasur, die in dem Schmelzofen fertig gemacht wird. Zu diesem Zweck wird der Äscher mit Fürstenwalder Formsand, Kochsalz und Salpeter, wenn notwendig auch mit färbenden Metalloxyden gemischt und auf dem Herde geschmolzen. Die Flamme der Feuerung des Schmelzofens schlägt erst durch den Schmelzraum, zieht dann unter der Sohle durch und gelangt von hier aus nach dem Schornstein. Der Herd des Schmelzofens wird mit Sand beschüttet, auf diesen wird eine Asbestplatte bedeckt, die dann mit dem Glasursatz beschießt wird. Die geschmolzene Glasur erstarrt zu einer dichten Masse, die aber sehr spröde ist und sich nach dem Erkalten leicht zerschlagen und von der Asbestplatte abnehmen läßt. Sie kommt dann zunächst auf ein Brechwerk und wird auf 8 Glasurmühlen naß vermahlen; dazu dienen Oberläufermahlgänge, die sich von den gewöhnlichen Naßmahlgängen nur dadurch unterscheiden, daß der Oberläufer nicht rund ist, sondern rechteckigen Querschnitt besitzt. War die Mühle eine Zeitlang im Gang, so öffnet man einen Spund über dem Boden des Bottichs und läßt den dünnen Brei durch ein Sieb ablaufen. Er wird dann noch dreimal durch immer feiner werdende Siebe geschlagen, bis er endlich die Glasur in unfühlbar feinem Zustande verteilt enthält.

Mit dieser Glasur wird nun die vorgeschrübte Kachel zweimal angegossen, nachdem sie zuerst in reines Wasser getaucht worden war. Das Angießen ist eine sehr schwere Arbeit, zu der eine ganz besondere Übung gehört, wenn die Glasur gleichmäßig über die ganze Kachelober-

fläche verteilt werden soll. Die Glasur wird überraschend schnell von der Kachel angenommen, so daß man die übergossene Kacheln mit den glasierten Flächen überall aufeinander legen kann, ohne daß diese aneinander haften. Znnächst wird die überschüssige Glasur von den Rändern entfernt und dann die Oberfläche des Blattes mit einer sogenannten Abziehschiene, d. h. einem gradlinigen Stahllineal geglättet. Jetzt ist die Kachel fertig, um dem Ofen zum Glattbrande übergeben werden zu können. Da beim Angießen die Glasur sich immer an dem während dieses Vorganges nach unten gekehrten Rand des Blattes ansammelt, wird die Kachel nun so in den Ofen eingesetzt, daß der beim Angießen unten befindliche Rest nunmehr nach oben gerichtet ist. Dadurch wird wieder eine gleichmäßige Verteilung der in Fluß geratenen Glasur bewirkt.

Nach Vollendung des Einsatzes wird die Zugangstür des Ofens vermauert und mit dem Brande begonnen. Dieser erfolgt mit Holzfeuer und dauert 28 bis 30 Stunden. Den Garbrand erkennt man an Probekacheln, auf welche kleine Kegel, aus der Glasurmasse bestehend, aufgesetzt sind. Diese zerlaufen und wenn die abfließende Zunge eine gewisse Länge erreicht hat, weiß man, daß die zum Aufbrennen der Glasur nötige Hitze erreicht ist. Soll die Kachel bemalt werden, so erfolgt dies auf die eingebrannte Glasur. Die Bemalung wird dann noch einmal eingebrannt, oder richtiger gesagt, in einem von allen Seiten geschlossenen Muffelofen eingeglüht. Die fertige Kachel wird sortiert und zwar so, daß nur die ganz tadellosen Stücke für die sichtbare Seite eines Ofens Verwendung finden, was einigermaßen fehlerhaft ist, kommt nach hinten.

Zum Betrieb des Werkes steht eine 25 pferdige Dampfmaschine zur Verfügung, und außerdem bezieht das Werk elektrische Kraft von dem im Orte errichteten Elektrizitätswerk. Außer der Äschereinrichtung wird noch eine Säge zum Zerschneiden des Brennholzes elektromotorisch angetrieben.

Den Schluß machte ein Besuch des reichhaltigen Musterlagers, in dem die Mitglieder der Pflegschaft durch Überreichung kleiner Aschenbehälter erfreut wurden.

Hierauf wurde unter Führung des Herrn Rektor Thürling die Knabenschule besucht, auf deren Boden Herr Kantor Guericke das keramische Museum von Velten vorführte. Wir sehen hier recht interessante Sachen, darunter auch das Modell einer Kachelpresse. Alte farbige Töpfe mit Inschriften zeigten, daß man sich schon früher in Velten bemüht hat, auch etwas anderes als weiße Kacheln herzustellen, und es ist unzweifelhaft ein Zeichen des Fortschrittes, daß neuerdings wieder von einzelnen Fabriken Versuche angestellt werden, nicht nur weiße, sondern auch farbige Kacheln anzufertigen. Man kann nicht ver-

stehen, warum es nicht glücken sollte, in Velten preiswert ähnliche Sachen anzufertigen, wie sie z. B. von den großen Ofenfabriken Süddeutschlands geliefert werden. Die Frachtunterschiede zwischen Velten und Süddeutschland nach Berlin sind ganz beträchtlich, und die Veltener Fabrikbesitzer würden gewiß, falls sie sich die nötige Mühe geben wollten, schließlich doch in Berlin den süddeutschen Wettbewerb erheblich zurückdrängen können.

Nach Besichtigung des Museums besuchten die Herren die Mädchenschule, wo Herr Rektor Haselberger die Liebenswürdigkeit hatte, einen Vortrag über die Kachelindustrie in Velten zu halten und denselben durch eine große Anzahl Lichtbilder zu erläutern. Wie wir schon jetzt hier mitteilen können, wird dieser Vortrag baldtunlichst auch in Berlin in einer Sitzung der „Brandenburgia“, gehalten werden.

Zum Schlusse versammelten sich sämtliche Herren noch einmal in Kerstens Hotel, und die Pflugschaft nahm alsdann von den liebenswürdigen Führern mit vielem Danke Abschied. Herr Geheimrat Friedel wies darauf hin, daß es für die Mitglieder der Pflugschaft eine große Freude gewesen ist, den Ort Velten kennen zu lernen und zu sehen, wie eifrig die Fabrikanten gerade in neuerer Zeit bedacht sind, Fortschritte auf ihrem Gebiete zu machen.

Sobald der Vorortverkehr nach Velten eröffnet ist, wird dorthin die Brandenburgia einen Ausflug unternehmen.

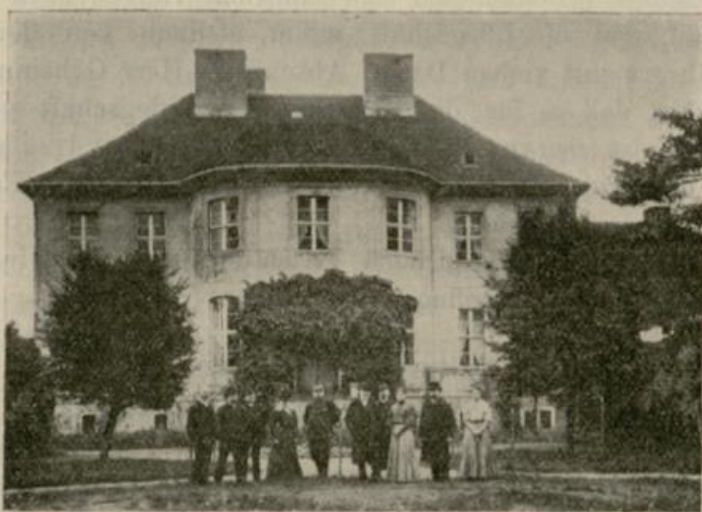
#### D. Kulturgeschichtliches.

XIV. Ausflug nach Stolpe an der Nordbahn. Auf der unter XIII geschilderten Pflugschaftsfahrt nach Velten wurde zuvor Stolpe a. N. besucht, woselbst in dem alten Haus Stolpe die Teilnehmer auf das Freundlichste von der Gemahlin des Herrn Rittergutspächters Hauptmann a. D. Gravenstein nebst zwei Fräulein Töchtern empfangen und geführt wurden.

Besonders merkwürdig neben dem geräumigen, in Rokokostil eingerichteten Wohnhause ist der Garten, welcher noch jetzt drei baumartige Buchsbäume (*Buxus sempervirens*) enthält. Sie sind etwa 250 Jahre alt und haben 54 bis 72 cm Stammumfang gemessen etwa 1 m über dem Erdboden. Der 4. Baum wurde Friedrich Wilhelm IV verehrt, ist aber, wie vorauszusehen, trotz bester Pflege in Potsdam verkümmert. Alte Bäume vertragen nun mal die Versetzung in eine neue Heimat, mag diese an sich auch noch so schön sein, erfahrungsgemäß recht schlecht. Buxbaum ist, beiläufig, in Norddeutschland nicht heimisch, das nördlichste Wildvorkommen dürfte im romantischen Schwarzatal in Thüringen sein.

Seitens der Redaktion des Niederbarnimer Kreisblatts werden uns die nachfolgenden Schilderungen in liebenswürdiger Weise zur Ver-

fügung gestellt. Stolpe an der Nordbahn, Kreis Niederbarnim, gehört ohne Zweifel zu den interessantesten Dörfern des Niederbarnimer Kreises; er ist uralt, und weit in die Vergangenheit zurück greifen die Nachrichten über denselben, die noch in alten Akten schlummern. Bereits sehr früh scheint das Ackergebiet des Rittersitzes durch die Dorf- fluren der wahrscheinlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts wüst gewordenen Nachbardörfer Zernsdorf (jetzt Vorwerk) und Schönhorn vergrößert worden zu sein. Im 17. Jahrhundert befand sich das Gut im Besitz des Landesherrn, in der zweiten Hälfte dieses Säkulums gehörte es der Kurfürstin Luise Henriette, zu deren Zeit (1654) das jetzige Schloß erbaut und die Garten- und Parkanlagen geschaffen wurden. Damals, als die jetzt riesigen Buchsbäume noch niedrige Büsche waren,



bildete das neue Schloß einen schroffen Gegensatz zu den im dreißigjährigen Kriege arg verfallenen Hütten des Dorfes; ja, noch 40 Jahre später, 1696, lagen von den 10 Kossätenhöfen noch 4 völlig wüst. Mit den Bauerngehöften stand's nicht viel besser. Auf dem Acker eines wüsten Bauerngutes hatte „der Herr Pfarrer ein Endichen mit 1 Scheffel Roggen besät und zwar seit undenklichen Jahren“, wie es in dem amtlichen Revisionsbericht de ao. 1696 heißt, „maßen er auf 31 Jahre dasselbst gewohnt, und sein Vorfahr hat's auch auf 32 Jahre genützet.“ Die Häuser befanden sich größtenteils im Zustande des Verfalls; die Schwellen derselben, welche man damals ohne Fundamente direkt auf den Boden legte, waren meist „vermürmelt“ (vermorscht), so daß die Gebäude schief standen, und auch die Bedachung wies oft große Lücken auf. Es fehlte am Besten, am Gelde, so daß trotz der gewährten „Freijahre“ wenig gebaut und gebessert wurde. So sagt der Bericht:

„Andreas Schülers Scheune ist zwar vor wenig Jahren ganz neu gebauet worden und itzo bauet er ein Gebint und die Abseiten davon; das Haus aber ist alt und das Holz ganz mürmelich, ohne Brandmauern und Schornstein.“ „Putlitzens Haus hat keinen Schornstein.“ Schornsteine besaßen überhaupt die wenigsten Häuser; nur von dem 1690 gebauten Hause eines gewissen Wiese wird gesagt, es habe einen Schornstein mit einem steinernen Häubchen; doch war Wieses Scheune wieder etwas dachlos. Im übrigen hatten die Häuser offene Schlote, durch die der Regen Eingang zum Herdraume der Diele fand, so daß die Frauen bei schlechtem Wetter, wie früher in der Umgegend von Stolpe der Volks-



witz behauptete, den Eierkuchen unterm Regenschirm backen mußten. „Das Dabergotz Haus war erst vor 44 Jahren erbauet; derselbe lässet es aber mutwillig zu Grunde gehen, welches die Obrigkeit bezeuget, und ist zu öftern angemahnet, das Dach und die Schwellen zu machen. Es hilft aber nichts bei ihm. Die Scheune ist am Hause und ebenso conditioniret.“ Nach einem späteren Bericht wohnte der Hirt mitten im Dorfe; aber „Herr Ursinus hat's geändert.“ Es ist dies der aus Königsberg i. Pr. stammende reformierte Hofprediger, den wir von den Krönungsfeierlichkeiten im Jahre 1701 her kennen. Friedrich I., der erste Preußenkönig, verlieh ihm das Gut Stolpe, nachdem er ihn unter dem Namen von Bär in den Adelsstand erhoben hatte. Später besaßen die Platen und die Pannewitze das Gut, bis es endlich in die Hände der

Veltheimschen Familie übergang. Im Jahre 1761 war das Dorf größtenteils ein Raub der Flammen geworden. Unmittelbar darauf wurde das Pfarrhaus erbaut, welches bis zum Jahre 1905 gestanden hat. Zu den größten Sehenswürdigkeiten des alten Gotteshauses gehören die mit dem Namenszug F. W. versehene Krone auf dem Kirchturme und der uralte gotische Kelch, auf dessen Fuß der gekreuzigte Erlöser mit den beiden Marien dargestellt ist. Die Kronen auf den Kirchturmspitzen erinnern gewöhnlich an die Zeit des königlichen Patronats. Die älteste Kirchturmkrone der Mark ist vermutlich die auf dem Turme zu Teltow, deren Urbild der Volkssage nach von Kaiser Karl IV., dem Luxemburger anno 1368 geschenkt sein soll. Derartige Kronen kommen u. a. noch vor in Blankenburg bei Bernau, Linum, Berlin (Dreifaltigkeitskirche), Potsdam (Garnisonkirche), Tangermünde etc. Der Weg von Stolpe zum Bahnhof führt den Namen „Stolper Straße“, eine Bezeichnung, über welche kein richtiger Berliner hinwegkommt, ohne seine Glossen zu machen.

Aus diesem Grunde habe ich für die im Norden Berlins belegene Straße auf dringende Bitte der Anwohner statt Stolper Straße den Namen Stolpische Straße vorgeschlagen und auch durchgesetzt. Freilich ist hierbei nicht Stolpe a. N. sondern Stolp in Pommern, die bekannte lebhafteste Provinzialstadt, zu der als Hafen und Badeort Stolpmünde gehört, gemeint. 2 Abbildungen nach Photographien unsers kunstfertigen Mitgliedes Bibliothekar F. Lüdicke stellen das ehrwürdige Haus Stolpe von der Gartenseite mit zweien der erwähnten Riesen-Buxbäumen und die Dorfkirche mit der gekrönten Turmspitze dar.

XV) Matzke: Heimatkunde der Uckermark Prenzlau. 1906. — Zur Orientierung sei dies Büchlein, welches alles wissenswerte in gedrängter Übersicht und in angemessener Sprache vorbringt, Ihnen vorgelegt und bestens empfohlen.

XVI) Wilhelm Oehlert: Der kleine Tiergarten. Berlin 1906. Der uns wohlbekannte Chronist und Ortskundige unseres rasch aufblühenden über 200 000 Einwohner zählenden Stadtteils Moabit, hat wieder über denselben eine ebenso fleißige, als gründliche und belehrende kleine Schrift veröffentlicht, welche ich ebenfalls herumreiche. (Druck und Verlag von Albert Loewenthal.)

XVII) Dr. Carl von Blöden: Grimmelshausens Simplicissimus und seine Vorgänge. Gelehrte hiesige Doktor-Dissertation über das denkwürdige, eine unerschöpfliche Fundgrube für Volks- und Heimatkunde darbietende Buch, die novellistische Perle der deutschen Litteratur des 17. Jahrhunderts. Die sehr gewissenhafte kritische Abhandlung ist ein Vorläufer zu einem größerem Werk über denselben Gegenstand, dem wir mit Spannung entgegensehen.

XVIII) C. v. Kühlewein: Das Pferd auf brandenburgisch-preußischen Münzen und Medaillen. Unser verehrtes Mitglied,

glücklicher Besitzer einer großen Sammlung von Münzen und Medaillen, die er großmütigst dem Märkischen Museum zugeeignet, hat hier eine interessante hippologische Studie veröffentlicht, aus der Sie sehen, wie sehr die Auffassung des Pferdetypos in der Kunst geschwankt hat. Obwohl die anfänglichen Darstellungen recht roh und unbeholfen sind, erkennt man die zwei Haupttypen, die schweren kaltblütigen und die schlanken warmlütigen Schläge in den Rossen deutlich heraus. Die neusten Prägstücke weisen so schöne Pferdetyphen auf, daß selbst ein Maler wie der verstorbene Pferde-Krüger keine Ausstellungen daran zu machen haben würde. (Berlin, Verlag der Berliner Münzblätter 1906.)

XIX) Niederlausitzer Mitteilungen. Bd. IX Schlußheft Guben 1906. Aus dem sehr reichen Inhalt hebe ich nur einzelnes hervor: H. Jentsch: Neue vorgeschichtliche Funde aus der Nieder-Lausitz und ein warm empfundenes Wort über Rudolf Virchow, dem die vorgeschichtliche Erforschung dieses gesegneten Landstrichs so vieles verdankt. Andere prähistorische Stätten geschildert von Frau K. Rieken und Oberlehrer H. Schmidt. In gründlicher und geistvoller Weise schildert Robert Mielke den Werdegang der märkisch lausitzischen Stadt.

XX) Mit Rücksicht auf die Weihnachtstage sei mir gestattet, neben den wissenschaftlichen Werken auch zwei heitere und gemütvolle Vorlagen zu unterbreiten.

Karl Walleiser: Heitere Klänge aus der Reichshauptstadt. Druck und Verlag von Willy Röpke. Unter dem Motto Heinrich Seidel's:

Das muß ein großes Glück sich nennen,  
Daß viele, die mich gar nicht kennen,  
So Mann als Weib, so Greis als Kind,  
Doch meine lieben Freunde sind,

fahren wir auf dem Stahlroß durch Berlin und die Vorortschaft kreuz und quer, überall begleitet von munteren Liedchen des Herrn Hauptmann Walleiser, der meistens auch dem weniger Angenehmen eine gute humorvolle Seite abzugewinnen weiß und selbst wo er tadeln muß, nach altklassischer Art nicht den Knüttel, sondern die Bambusa mitis schwingt. Das Vorwort des Dichters könnte auch das Schlußwort sein:

Auf dem Auto, stahlroßmüde,  
Kreuz und quer Berlin durcheilend,  
Spähend, schauend, liegend, lauschend,  
Immer hastend, nimmer weilend —  
Habe ich dies schlichte Sträußchen  
Selbst gepflückt und selbst gewunden  
Muntre Kinder froher Laune,  
Medizin für trübe Stunden.



XXI) Die Perleninsel. Eine nordische Mär von Georg Galland. Buchschmuck von Franz Stassen. Leipzig, Verlag von Abel & Müller 1907.

Unser werter Ausschuß-Obman hat sich aus den ernstesten Studien kritischer Kunstforschung in das lustige und heitere Märchenland emporgeschwungen, in das Reich, das vor Zeiten, als noch die Menschen mit den geheimnisvollen Wesen der unsichtbaren Welt verkehrten, ein ruhmreicher König Teutmar beherrschte. Schon dieser Name deutet auf die nordischen Lande, wo uns die unerhörten rühnsamen Schicksale der Prinzessin Pergunde und ihres Liebsteu Floribert in anmutiger Sprache mit Laune, Witz und Herzlichkeit vorgeführt werden.

Ein Weihnachtsbuch für Jung und Alt, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen.

Von der köstlichen Ausstattung der ansprechenden Dichtung wollen Sie sich durch den Augenschein überzeugen.

XXII. U. M. Herr Oberpfarrer Recke in Spandau sendet uns den folgenden Vortrag über den Stiftungsalter des Grafen Rochus von Lynar in der St. Nikolai-Kirche in Spandau ein, den die Brandenburgia unter einer vortrefflichen Führung vor einiger Zeit besichtigte: Die „Reformationswoche“ mit den erinnerungsreichen Tagen des 31. Oktober und 1. November, die Kirche, in der vor 367 Jahren Joachim II. die „märkische Reformation anfang“, nicht zuletzt der Gegenstand des Vortrags selbst gaben dem Ganzen eine besondere Weihe. Von dem seit vielen Jahrhunderten verschwundenen „hohen Altar“, an dem Joachim II. 1539 das Abendmahl zum erstenmal nach evangelischem Brauch feierte, ausgehend, führte der Vortrag zu dem noch heute in unverminderter Schönheit bestehenden Stiftungsalter des Grafen Lyna, von 1582. Der Pfarrer und Inspektor an St. Nikolai Albertus Calerus dessen Bild die Kirche noch heute besitzt, weihte ihn. Nachher vereinigte ein solennes Festmahl im „Grafenhaus“ (der spätern Schloßkaserne) die Teilnehmer an der Stiftungsfeier, unter andern den Schloßhauptmann Georg v. Ribbeck, den Landsassen Jacob von Bredow, den Bürgermeister Johann Engel mit seinen beiden Söhnen und die drei Prediger der Kirche. Der Vortrag wandte sich sodann den Einzelheiten des in den Formen der Spätrenaissance gehaltenen Altaraufbaus zu, der, von elektrischen Flammen umstrahlt, die in farbigem Stuck gefertigten Relieffiguren der gräflichen Familie, die Wappenschilde, die Mittelfelder (das erste Abendmahl, das letzte Gericht, darüber Christus am Kreuz darstellen), die Einzelgestalten, die Sprüche und Inschriften in voller Plastik hervortreten ließ. Von geradezu klassischer Schönheit zeugen die über den beiden mittlern Pilastern aufgebauten zwei Karyatiden: die symbolischen Frauengestalten von Glaube (fides) und Liebe (caritas). Der kunstsinnige Erbauer ist unbekannt. Die von dem Vortragenden

unlängst veröffentlichte Skizze, „eine kunstgeschichtliche Kuriosität“, die von einer neu entdeckten, tatsächlich vorhandenen Malerinschrift — „F. Dahleke — Maler 1889“ — zu berichten weiß, ist eben nichts weiter als eine „Kuriosität“. Der dritte Teil des Vortrags gab Mitteilungen aus der Familiengeschichte des Grafen Rochus v. Lynar. Die auf dem Altarbild im Schmuckgewand ihrer Zeit dargestellte erste Gemahlin Anna de Montot entstammt einem altadligen französischen Geschlecht. Sie war eine eifrige Protestantin (Hugenottin), ein Muster der Frömmigkeit und Tugend, wie die Kirchenchronik sagt; sie starb hier den 31. Mai 1585. Vor ihr knien (auf dem Altarbild) ihre drei Töchter Anna, Elisabeth (bereits vor der Errichtung des Stiftungsaltars verstorben) und Anna Sabina. Auf der entgegengesetzten Seite sind die fast lebensgroßen Figuren des Grafen und seiner beiden Söhne Johann Casimir, später Oberkammerpräsident und Statthalter von Baireuth, und Augustus (trotz frühzeitiger Erblindung einer der gelehrtesten Männer der Zeit) in wunderbarer Portraittreue dargestellt. Graf Rochus Guerini v. Lynar der Stammvater des noch heute bestehenden deutschen Grafen- und Fürstengeschlechts, ist ein geborener Italiener (Florentiner); er kam früh nach Frankreich (Paris, Metz), wo er bei der Erstürmung der Feste Diederhofen das linke Auge verlor, (auf dem Altarbild markiert). Nachher nahm er Dienste als Festungsbaumeister in der Rheinpfalz (Heidelberg) und in Kursachsen (Dresden). Von 1758 bis zu seinem Tode 1596 — er starb 71 jährig — wohnte er in Spandau als treuer Berater, General der „Artillerie“, Zeug- und Baumeister des Kurfürsten Johann Georg, dessen Standbild in der Siegesallee zu Berlin die Büste des Grafen als Nebenpostament zeigt. Der Kurfürst zeichnete ihn überall aus und dotierte ihn reichlich. Die von dem Grafen gegebene Arbeitsordnung vom 6. Mai 1578 ist beachtenswert; sie zeigt übrigens, — nebenbei bemerkt, — wie unvollständig der „welsche Graf“ bis zuletzt das Deutsche beherrschte. Die Kirchenchronik rühmt seine große, edle Gestalt, seine Talente, zumal als Miterbauer der hiesigen Zitadelle und des Berliner Schlosses, seine Gelehrsamkeit und Tapferkeit; er wandte sich in frühen Jahren den Hugenotten Frankreichs zu; als überzeugter evangelischer Christ war er ein Förderer der Reformation, ein Mann des „evangelischen Bundes, ein Freund von Kirchen und Schulen. Während des „jämmerlichen Zustands“ der Spandauer „Wundererscheinungen“ von 1594 (Gesichte und Offenbarungen der „Besessenen“) trat der Graf nach allen Seiten hin klärend und vermittelnd auf. Für Spandau hat er viel getan, seine Stiftungen für die Stadt und für die Stadtkirche von St. Nikolai, welche letzterer später unter anderm die Lynarsche „Meierei auf dem Plan“ überwiesen wurde, dauern fort, — noch heute weiß sich die Nikolai-Kirche dem Grafengeschlecht v. Lynar auf Schloß Lübbenau im Spreewald verbunden — : neben dem Stiftungsaltar mit seinen herr-

lichen Lynar'schen Altarleuchtern ein bleibendes Ehrenkenmal für den Kurbrandenburgischen Kriegsbaumeister und Schloßhauptmann von Spandau. Die Lynarstraße neben der Luther-Kirche bewahrt seinen Namen: Es ist — sprachlich — „die Straße der Flachsblüten (lina, linari), die dem italienischen Grafengeschlecht ursprünglich seinen Namen gaben und als solche in dem Wappenschilde — auf dem Altarbild deutlich sichtbar — wiederkehren: je eine aufgerichtete blaue Schlange in goldenem Felde, oben rechts und unten links, trägt drei Blumen, Leimblüten, im offenen Maule. — Nach dem Vortrag stiegen hunderte in das Lynarsche Grabgewölbe unter dem Altar hinab. Die sterblichen Reste des Grafen, seiner ersten und zweiten Gemahlin (Margarete v. Thermo), seiner beiden Söhne, sowie seiner jüngsten Tochter Anna Sabina (gestorben 1625) sind dort beigesetzt. Herr Küster Perwitz hatte in weiser Fürsorge die Grabkammer mit einer besondern elektrischen Leitung versehen. —

XXIII. Herr Justiz- und Stadtrat August Bürkner, unser verehrtes Rixdorfer Mitglied, hat uns ein von ihm verfaßtes Poem eingesendet: „Nach dem A.(lten) H.(erren)Abend. Akademisches Lustspiel in 3 Bildern zum 55. Stiftungsfest des Corps Vandalia zu Berlin. Dies humoristische Festspiel ist mit vielem Erfolg aufgeführt worden und verdient trotz der engen Gelegenheitsbeziehung auch in weiteren studentischen und nichtstudentischen Kreisen bekannt zu werden.

XXIV. Professor Dr. Pniower legte aus den Schätzen des Märkischen Museums zwei Autographen vor, die das Institut der Liebenswürdigkeit des Herrn Professors Siegfried Ochs verdankt. Das eine war ein Brief des Malers und Kupferstechers Daniel Chodowiecki. Er ist an den Kunstschriftsteller und Erzähler Wilhelm Gottlieb Becker (1753—1813) gerichtet, der in Dresden lebte und für dessen Almanache und Taschenbücher unser Künstler eine Anzahl Illustrationen schuf. Das Schreiben füllt einen Bogen des für Briefe gebräuchlichen Formats fast vollständig. Ein kleiner Rand der vierten Seite, der unbeschrieben blieb, ist mit einem „Einfall“ gefüllt, neun mit der Feder gezeichneten, ziemlich karikaturmäßig ausgeführten Männer- und Frauenköpfen. Datiert ist der Brief vom 21. Oktober 1799. Chodowiecki war damals über 73 Jahre alt. Der Inhalt des Schreibens läßt denn auch einen verdrießlichen, über die Folgen des hohen Alters und Gedächtnisschwäche klagenden Herrn erkennen. „Es geht mir“, heißt es an einer Stelle, „wahrlich nicht besser als Ihnen, mein Gewicht nimmt sehr ab, ich komme aus der Mode, und meine Ausgaben nehmen zu, dieses Jahr hatt mir viel gekostet. . . Ich bin alt und habe jetzt drey Löcher in meinen Beinen mehr als im Frühjahr. Es ist sehr lang, daß kein Gemählde und keine Kupferstiche mehr kaufe, habe auch 5 Kinder und 12 Enkel.“ Sonst handelt der Brief hauptsächlich von geschäftlichen Dingen: von der

Höhe der Honorare, die dieser oder jener Verleger oder sonstige Besteller für die Platten bezahlt, von Klagen, die über schlechten Ausfall von Arbeiten geführt wurden, woran es liege, daß gelegentlich eine geringere Anzahl guter Abdrücke zustande komme und ähnlichen Dingen.

Neben dem Autograph waren aus der Sammlung des Museums eine grössere Anzahl von Porträts Chodowieckis, die ihn in verschiedenen Lebensstufen darstellten, ausgelegt. Darunter der bekannte Stich nach dem von Graff gemalten Bildnis mit der Brille, ein interessantes Inkunabel aus den Anfängen der Lithographie, eine Reproduktion des von Menzel gemalten Porträts, das im letzten Jahr als Plakat für die Kunstausstellung Verwendung fand u. a. Das Original des zuletzt genannten Werkes hatte Menzel dem Verein Berliner Künstler geschenkt, der es jetzt der National-Galerie überwiesen hat.

Das zweite Autograph stellt ein dreistrophiges Gedicht dar, über dem in Sepia zwei talergroße Veduten gezeichnet sind, von denen die eine die Peterskirche, die andere das Kolosseum in Rom wiedergibt. Das Gedicht lautet:

Mein lieber Freund!

Ein Sprüchwort sagt: daß ein geübter Reiter  
Sein Roß auf einem Thalerstück müßt' schwenken;  
Doch ein Professor, ohne groß Bedenken,  
Treibt seine Kunst bisweilen wohl noch weiter.

Man staune! Denn in diesen Thaler Größen  
Prangt hier das Colosseum, dort Sankt Peter!  
Wer mehr kann, über solchen ruf ich Zeter!  
Denn Unsereiner giebt sich keine Blößen. —

Verzeiht mir! daß durch solche Tändeleyn  
Ich meinen Herzensdank zu künden wagte.  
Wenn es in diesen Tagen früher tagte,  
Wollt' ich ganz andre Blicke Euch verleihen! —

Unterschrieben sind die Verse:

S. Rösel.

Berlin den 12. November 1826

Wer war S. Rösel? So fragte Theodor Fontane, als er für die erste Auflage seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ das Kapitel „Bornstädt“ (Bd. 3) schrieb. Diese Partie wurde, bevor sie in dem Buch erschien, in der Zeitschrift „Über Land und Meer“ abgedruckt, deren Nummer auch in Quincy am Mississippi, Illinois gelesen wurde. Und von hier aus erhielt Fontane, wie er sich ausdrückt, eine Repri-

mande dafür, daß er Samuel Rösel nicht kannte. Er teilte sie in dem Buch seinen Lesern mit, konnte aber gleichwohl auch da nur eingestehen, daß er den Professor Rösel (der gewiß ein vortrefflicher Herr war) immer noch nicht kenne. Nachdem jedoch das Buch erschienen war, ging ihm ein so reiches Material über den nicht uninteressanten Mann zu, daß er in der neuen Auflage dem Bornstädter Kapitel ein eigenes, „Wer war er?“ überschriebenes folgen ließ. Hier gibt er unter Mitteilung von Briefen und kleinen Gedichten, sowie unter Aufzählung etlicher Malereien und Zeichnungen Rösels eine eingehende treffende Charakteristik der Persönlichkeit. Wer sich für die Erscheinung, die für das Berlin von 1825—40 bezeichnend ist, interessiert, sei darauf verwiesen. Bei der Vorlage des Autographen versuchte der Vortragende selbst eine Charakteristik Rösels, aber wozu hier wiederholen, was schon einmal besser geleistet wurde? Zu den Fontaneschen Ausführungen kommen inzwischen noch an Literatur in Betracht Herm. Wichmann, Gesammelte Aufsätze Bd. III, Rom 1890, S. 171 ff. und Karl Theodor Gaedertz in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1903 Juli Nr. 27—29.

Nur das Notwendigste sei in aller Kürze über Rösel bemerkt. Er war im Jahre 1769 geboren und starb 1843. Er war Landschaftsmaler und Professor an der Kunstakademie in Berlin. Er gehörte seinerzeit zu den geschätztesten Künstlern der Hauptstadt. Er war ein intimer Genosse des Zelterschen Kreises und auch mit Hegel befreundet. Durch Zelter kam er in Beziehung zu Goethe, dem er eine hohe Verehrung zollte. Er schickte ihm wiederholt Zeichnungen und erlangte nicht ohne Nachhilfe Zelters, daß ihm der Dichter in Versen seinen Dank für die ihm erwiesenen Aufmerksamkeiten aussprach. Man findet diese nicht eben hervorragenden poetischen Erzeugnisse unter den Gelegenheitsdichtungen in den Werken Goethes. Er hatte auch das Glück, bei einem Besuche in Weimar von dem Olympier empfangen zu werden. Rösel dichtete selbst, wie unser Autograph beweist. Besonders soll er sich als poetischer Improvisator ausgezeichnet haben. Deshalb und wegen andrer gesellschaftlicher Talente war er in den angesehenen Kreisen Berlins, so bei Feilners, Mendelssohns, eine beliebte Persönlichkeit. Seinen scharfen sarkastischen Witz hielt man ihm wegen seiner Herzengüte und seiner unermüdlichen Gefälligkeit zu gute. Zuletzt wurde er geistesschwach und verfiel dem Trunk. In dieser Zeit nahm sich Friedrich Wilhelm IV. seiner an und ließ ihn in der Familie des Hofgärtners in Charlottenhof pflegen. —